



Rede von Bürgermeister Frank Ulrichs zum Volkstrauertag am 16. November 2025

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger,

zur diesjährigen Gedenkstunde anlässlich des Volkstrauertages heiße ich Sie hier in der Friedhofskapelle recht herzlich willkommen.

Wie in jedem Jahr lädt uns der Volkstrauertag auch heute dazu ein, einen Moment still zu werden und innezuhalten - im Bewusstsein dessen, was Menschen durch Gewalt und Unrecht erlitten haben, und was daraus für uns heute erwächst.

Er erinnert uns an die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft, an die Millionen Menschen, die in den Konflikten des 20. Jahrhunderts ihr Leben verloren. Wir denken an die Soldaten, die in den Schlachten fielen, an die Zivilisten, die bombardiert, vertrieben oder ermordet wurden – ausgeliefert dem damals vorherrschenden Hass und der Feindschaft unter den Völkern. Wir denken an Kinder, die nie erwachsen werden durften, an Männer, die zurückkehrten aber die nie richtig zurückfanden – gezeichnet an Leib und Seele. Wir verschweigen nicht, was Kriege Frauen angetan haben.

Hinter vielen Türen, auf Fluchtwegen und in besetzten Orten geschah Unaussprechliches –

Taten, die Würde raubten und deren Nachhall bis in die nächsten Generationen reicht. Viele Betroffene schwiegen ein Leben lang, aus Scham, aus Angst, aus dem Gefühl, nicht gehört zu werden. Ihr Leid gehört untrennbar zu unserer Erinnerung.

Wenn wir ihrer heute gedenken, sprechen wir nicht über anonyme Zahlen, sondern über Menschen.

Über Gesichter, Namen und Lebensgeschichten, die zu früh endeten. Über Väter und Mütter, Töchter und Söhne, Nachbarn und Freunde.

Gerade hier auf dem Friedhof wird Geschichte greifbar – mit all ihren Wunden und Konsequenzen.

190 Tote beider Weltkriege ruhen hier – jeder von ihnen stand einst mitten im Leben, trug einen Namen, einen Traum, eine Hoffnung. Jeder von ihnen wurde vom Krieg aus dem Leben gerissen.

Unter ihnen sind 45 deutsche Marinesoldaten, zumeist Angehörige des Inselwacht-Bataillons und der Seefliegerabteilung, Matrosen, die bei dem Seegefecht bei Helgoland im August 1914 ums Leben kamen. Es waren oft junge Männer, die noch gar nicht voll im Leben standen. Neben ihnen ruhen sieben russische Kriegsgefangene, die fern ihrer Heimat durch Hunger, Krankheit und Entkräftung starben. Hier fanden auch 138 im zweiten Weltkrieg gefallene deutsche Soldaten, die in Lazaretten und Pflegeeinrichtungen verstarben, ihre letzte Ruhe.

Männer der Küstenfliegerstaffel, des Arbeitsdienstes, der Marine und der Luftwaffe. Einige von ihnen blieben auf See, andere wurden vom Meer an Land getragen und hier beigesetzt.

Wir gedenken auch jener beiden Kriegsgefangenen, die nach der polnischen Kapitulation in der französischen Armee dienten und am 25. Mai 1942 nach einem Fluchtversuch hier auf Norderney erschossen wurden. Ein im Jahre 2013 aufgestelltes Holzkreuz erinnert heute an ihr Schicksal. Es steht dort still als eines von vielen, doch es spricht leise von Mut, Verzweiflung und Mitgefühl.

Ursprünglich fanden hier auch 12 amerikanische sowie 67 englische und französische Soldaten ihre letzte Ruhe, bevor sie 1946 und 1947 in ihre Heimatländer überführt wurden. Menschen aus Ländern, die einst als Feinde galten und die heute Partner und Freunde sind.

Hier ruhen Menschen, von nah und fern, die in den Wirren des Krieges den Tod fanden. Diese Gräber erinnern uns daran, dass Leid keine Grenzen kennt, dass Feindschaft vergänglich ist – und dass Krieg keine Heimat hat.

Im Ersten Weltkrieg verloren rund zehn Millionen Menschen ihr Leben. Kaum eine Generation später, im Zweiten Weltkrieg, waren es mehr als 55 Millionen.

Fünfundfünfzig Millionen – eine Zahl, die unser Begreifen übersteigt. Es ist, als würde Tag für Tag eine ganze Kleinstadt ausgelöscht. Dreißigtausend Leben – jeden Tag, fünf Jahre lang. Immer noch unvorstellbar.

Heute, im Jahr 2025, blicken wir auf 80 Jahre seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs zurück.

Achtzig Jahre – das ist eine Spanne, die in den Ohren junger Menschen fast unendlich klingt. Und doch ist sie, historisch gesehen, nur ein Atemzug.

Noch leben Zeitzeugen, die den Krieg erlebt haben – als Kinder unter Trümmern, als Flüchtlinge auf langen Wegen, als Leidtragende einer Welt, die in Schutt und Asche lag. Sie erinnern sich an Hunger und Angst, an Bombennächte, an zerstörte Städte und an jene Tage, an denen das Überleben zur einzigen Aufgabe wurde. Mitunter erinnern sie sich auch an die Gewissheit, dass der Mensch fähig ist, sowohl zum Furchtbaren aber auch zum Guten.

Der 8. Mai 1945 war das Ende der Waffen – aber nicht das Ende des Leidens.

Er war der Beginn von Millionen neuer Fluchten, von Vertreibungen, von neuen Grenzen, die Familien teilten.

Und doch war er ein Tag der Befreiung – von einem System, das Mord und Hass zur Staatsdoktrin erhoben hatte.

Aus diesen Trümmern erwuchs ein neues Deutschland – tastend, schuldbewusst, lernend.

Ein Land, das sich nach und nach seiner Verantwortung stellte und Schritt für Schritt die Lehren aus seiner Geschichte zog:

Nie wieder Krieg.

Nie wieder Diktatur.

Nie wieder Ausgrenzung.

Diese drei Gelöbnisse waren kein Versprechen an die Vergangenheit – sie waren ein Auftrag an die Zukunft.

An uns. An jede Generation, die nach dem Dunkel der Geschichte im Licht der Freiheit aufwachsen durfte.

Doch wenn wir heute die Nachrichten einschalten, erkennen wir, wie fragil dieser Auftrag bleibt. Wie fragil Frieden ist, wenn Hass die Vernunft übertönt, wenn Gewalt die Sprache verdrängt und Menschlichkeit an Grenzen scheitert. Frieden, so scheint es, ist nie endgültig gewonnen. Er ist immer nur geliehen – auf Widerruf.

Jedes fünfte Kind wächst aktuell in Konfliktgebieten auf, 520 Millionen Kinder lebten im vergangenen Jahr im Umfeld gewalttätiger Kontroversen.

Wir blicken auf Städte und Dörfer in der Ukraine – kaum mehr als tausend Kilometer von uns entfernt –, Donbass, Charkiw, Pokrowsk, die Region Saporischschja oder Kiew, die seit beinahe vier Jahren Tag für Tag aus der Luft angegriffen werden, in den letzten Wochen und Monaten stärker als je zuvor. Orte, an denen Menschen leben wie wir, Familien, mit einem Alltag, der längst nichts mehr mit dem unsrigen oder der Zeit vor dem Krieg gemeinsam hat.

Dort sterben jeden Tag Unschuldige, Mütter, Kinder, Nachbarn, Freunde, die Gesichter einer Gemeinschaft. Opfer einer Gewalt, die zur grausamen Routine geworden ist. Häuser werden zu Trümmern, Straßen zu Grenzen, das Leben selbst zu einer ständigen Unsicherheit. Und die Welt, so scheint es, schaut hilflos zu. Diplomatie erschöpft sich in Mahnungen, Verhandlungen enden im Stillstand, Appelle verhallen zwischen den Fronten.

Die Sehnsucht nach Frieden ist groß, aber sie bleibt bis heute unerfüllt. Zu viele Interessen, zu viel Misstrauen, zu viel Geschichte stehen zwischen den Menschen, die ihn herbeiwünschen, und denen, die ihn verhindern. So bleibt die Hoffnung – müde, aber standhaft –, dass Vernunft eines Tages stärker sein möge als Machtstreben, und dass Menschlichkeit wieder einen Weg findet, wo heute Verzweiflung herrscht.

Und wir sehen ebenso in den Gazastreifen, einen Landstrich, dessen Größe nur ca. ein Drittel unseres Landkreises Aurich ausmacht – und der zu einem Symbol für unendliches Leid geworden ist. Tag für Tag, nahezu live im Fernsehen übertragen, zehrten die uns übertragenden Bilder erbarmungslos an unseren Nerven und unserem Verständnis, wie die Welt da nur so lange zuschauen konnte. Nach dem Terrorangriff der Hamas am 07. Oktober 2023 auf unbewaffnete Israelis haben fast siebzigtausend Palästinenserinnen und Palästinenser nach offiziellen Informationen in nur zwei Jahren ihr Leben verloren, darunter zwanzigtausend Kinder. Zwanzigtausend verlorene Leben, ausgelöscht, bevor sie richtig beginnen konnten.

Das nennt man dann in der kühlen Sprache der Militärstrategen „Kollateralschäden“. Ein Wort, das so nüchtern klingt, dass es fast verharmlost, was es wirklich beschreibt: unermessliches Leid, Zerstörung, Hoffnungslosigkeit – humanitäres Völkerrecht mit Füßen getreten.

Wir sehen Millionen Menschen auf der Flucht – Weltweit über 122 Millionen – diese Zahl entwickelt sich seit Jahrzehnten zügellos nach oben und hat sich in den letzten 15 Jahren gar verdoppelt.

Viele dieser Kriege sind uns gar nicht bewusst, wie z. B. aktuell im Sudan, auch weil sie medial kaum eine Rolle spielen – aber für die Betroffenen sind sie gleichwohl furchtbar.

Männer, Frauen, Kinder, die ihr Leben verloren, die kein Zuhause mehr haben, weil Kriege ihre Länder in Asche legen. Ein kleiner Rucksack, ein Foto, vielleicht ein Teddybär, das ist häufig alles, was vom Leben bleibt.

Und es sind nicht nur Kriege nah und fern, die beunruhigen. Auch bei uns mitten in Europa breiten sich Gewalt, Propaganda und Nationalismus längst wieder aus. Das, was wir für überwunden hielten, meldet sich zurück: der Ruf nach nationaler Stärke statt Verständigung, nach Abgrenzung statt Empathie, nach Kontrolle statt Freiheit.

Wir leben in einer Zeit, in der sich Demokratien verteidigen müssen.

Nicht gegen Panzer, sondern gegen Zweifel.

Nicht gegen Invasionen, sondern gegen Gleichgültigkeit.

Nicht gegen Diktatoren – sondern gegen das leise Gift der Verachtung für die Demokratie selbst.

Wir erleben, dass in vielen Ländern Europas Kräfte erstarken, die das, was über Jahrzehnte aufgebaut wurde, infrage stellen:
die Gewaltenteilung, die Pressefreiheit, die Menschenrechte.

Sie geben sich als Stimme des „Volkes“ aus, aber sie meinen immer nur ein bestimmtes Volk – eines, das sie selbst definieren.

Sie geben sich als Verteidiger der Freiheit aus, aber sie meinen die Freiheit, andere zu diskriminieren.

Sie reden von Sicherheit – und säen Angst. Die Argumente klingen modern, doch ihre Logik ist alt: Sie teilt Menschen in „wir“ und „die anderen“. Sie stellt Herkunft über Haltung, Lautstärke über Vernunft.

Es beginnt nie mit einem Putsch.

Es beginnt mit Worten.

Mit Spott über die Demokratie, mit Misstrauen gegen die Institutionen, mit der Behauptung, dass Wahrheit relativ sei.

Und es ist ein schleichender Prozess: Aus berechtigter Skepsis wird Zynismus, aus Zynismus erwächst Gleichgültigkeit – und in einem Klima der Gleichgültigkeit schwindet Mitgefühl und Gewalt findet ihren Nährboden.

Darum ist der Volkstrauertag weit mehr als ein stilles Gedenken an die Vergangenheit – er ist ein mahnender Spiegel unserer Gegenwart.

Er erinnert uns daran, dass Frieden und Freiheit keine Selbstverständlichkeit sind, sondern täglich verteidigt werden müssen.

Wer heute die Demokratie verächtlich macht, der sägt an dem Fundament, auf dem wir alle stehen.

Und wer heute wegschaut, wenn andere ausgegrenzt, beleidigt oder bedroht werden, der darf sich morgen nicht wundern, wenn die Stimme der Menschlichkeit auch für ihn verstummt.

Die sich in diesen Tagen wiederholende Frage: „Warum brauchen wir diesen Tag noch?“ ist einfach und legitim.

Genauso wie die Antwort einfach ist – aber vielleicht unbequem: Weil wir immer noch lernen müssen.

Weil es immer noch, weil es *wieder* Kriege gibt.

Weil Menschen immer noch an Grenzen sterben.

Weil Ideologien immer noch Menschenleben kosten.

Weil auch in unserem Land Worte wieder lauter werden aber nicht klarer, Fronten härter und die Debatten kälter.

Solange Kinder in Kellern schlafen, solange Menschen fliehen müssen, solange Hass lauter ist als Vernunft – solange brauchen wir Orte wie diesen.

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger,

wenn wir am Ende dieses Tages innehalten, dann bleibt mehr als das Erinnern. Es bleibt eine Haltung.

Eine Haltung, die uns sagt: Wir dürfen die Vergangenheit nicht vergessen – aber wir dürfen uns auch nicht von ihr lähmten lassen. Wir leben in einer Zeit, in der wieder vieles in Bewegung ist.

Grenzen, die wir für stabil hielten, verschieben sich; Gewissheiten, auf die wir vertrauten, geraten ins Wanken. Und gerade deshalb braucht es solche Orte und solche Tage wie diesen: damit wir uns vergewissern, wofür wir stehen wollen – als Menschen, als Gesellschaft, als Land.

Der Volkstrauertag ist kein Tag der Traurigkeit um ihrer selbst willen. Er ist ein Tag der Verantwortung. Wir erinnern an die Opfer von Krieg und Gewalt, nicht um die Geschichte zu beklagen, sondern um daraus Kraft zu ziehen für eine friedliche Gegenwart. Frieden ist keine Selbstverständlichkeit, und er ist auch kein Zustand, der einfach da ist,

wenn die Waffen schweigen. Frieden entsteht dort, wo Menschen einander zuhören, wo sie die Unterschiede nicht als Bedrohung, sondern als Bereicherung verstehen.

Die Generationen, die Krieg und Zerstörung erlebt haben, wussten das oft besser als wir. Sie wussten, dass Friede Arbeit bedeutet – tägliche, geduldige, unbequeme Arbeit. Heute liegt diese Aufgabe bei uns. Wir tragen sie in Schulen und Rathäusern, in Familien, in Vereinen, in Freundschaften. Wir tragen sie auf Norderney genauso wie überall sonst in diesem Land.

Vielleicht ist das die eigentliche Botschaft dieses Tages: Dass Erinnerung nicht Stillstand bedeutet, sondern Bewegung. Wir stehen hier nicht, um in die Vergangenheit zu schauen, sondern um zu lernen, wie wir unsere Gegenwart und Zukunft gestalten wollen. Jeder Name, der auf einem Kriegerdenkmal steht, ist ein Mahnmal – aber er ist auch eine Aufforderung: Tut es besser.

Und „besser“ heißt heute vielleicht: mutiger zu sein im Gespräch. Nicht alles zu glauben, was laut ruft. Mehr zu fragen, weniger zu verurteilen. Wer sich heute für Frieden einsetzt, der braucht keine Uniform, sondern Zivilcourage. Er braucht den Mut, sich querzustellen, wenn andere wieder Feindbilder aufbauen, wenn Hass und Hetze als Meinung getarnt werden.

Frieden beginnt im Kleinen, aber er wirkt ins Große. Vielleicht beginnt er sogar hier – an diesem Ort, an diesem Vormittag, auf dieser Insel, wo man die Stille hören kann. Wenn wir einander in die Augen schauen und spüren, dass wir Teil einer Gemeinschaft sind, die Verantwortung trägt – dann ist das mehr als eine Geste. Es ist eine Haltung, die trägt, auch über diesen Tag hinaus.

Ich wünsche mir, dass wir diese Haltung mitnehmen. Dass wir sie in unsere Sprache, in unsere Entscheidungen, in unseren Alltag einfließen lassen.

Dann wird aus Erinnerung Zukunft. Dann ist der Volkstrauertag kein stiller Feiertag allein, sondern ein leiser Auftrag: wachsam zu bleiben, menschlich zu bleiben, friedlich zu bleiben.

Denn Frieden ist nicht das Schweigen der Waffen – er ist das Miteinanderreden der Menschen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und bitte Sie, gemeinsam mit mir einen Moment der Stille zu halten, um denjenigen zu gedenken, die ihr Leben für eine bessere Welt geopfert haben.

Meine Damen und Herren, wir gehen nun gemeinsam zum Ehrenfriedhof, um dort Kränze niederzulegen und um der Opfer der früheren und leider noch aktuellen Kriege zu gedenken. Ich würde mich freuen, wenn Sie uns dahin noch kurz begleiten möchten.

Zum Abschluss des heutigen Gedenkens möchte ich auf eine besondere Neuerung im heutigen Ablauf hinweisen:

Erstmals werden in diesem Jahr Schülerinnen und Schüler der KGS Norderney, die sich in diesem Jahr im Wahlpflichtkurs Geschichte mit dem Kriegsende – speziell auf Norderney – auseinandergesetzt haben, das Totengedenken an den Gräbern sprechen.

Diese Entscheidung ist bewusst getroffen worden. Sie steht für die Weitergabe des Erinnerns an die jüngere Generation – nicht als Pflichtübung, sondern als Ausdruck von Verantwortung und Anteilnahme.

Denn das, was wir heute Volkstrauertag nennen, ist keine ferne historische Angelegenheit. Es ist eine Mahnung, die nur dann lebendig bleibt, wenn sie von denjenigen weitergetragen wird, die unsere Zukunft gestalten.

Ich danke daher den Schülerinnen (und Schülern) herzlich für ihre Bereitschaft, dieses Gedenken in diesem Jahr mitzutragen – als Zeichen, dass das Erinnern auf Norderney eine lebendige Brücke zwischen den Generationen bleibt. Schön, dass ihr dabei seid.

Mein besonderer Dank gilt der Freiwilligen Feuerwehr, der Reservistenkameradschaft, der DRK-Ortsgruppe und der Bläsergruppe Norderney – und im besonderen Maße auch den Schülerinnen (und Schülern) der KGS Norderney für ihr Mitwirken.